

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würclichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800?]

Drey und dreyßigster Brief. Obrist Udo von Sytsama an Jacobine
Veldenaar.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8430

Drey und dreyßigster Brief.

Christ Udo von Sytsama an Jacobine Veldenaar.

Meine zärtlich Geliebte!

Vermögen Sie nicht alles über Ihren Sytsama? Kann ein Brief, von der Geliebten meiner Seele mir zugesandt, mich so erschüttern? ... Himmel! als mir mein Bediente Ihren Brief gab, pochte mir das Herz, ich fühlte die heftige Bewegung des Bluts in den Fingerspizen. In mein Cabinet schloß ich mich ein, warf mich aufs Sopha hin und drückte den Brief fest an mein Herz. Ich konnte ihn nicht sogleich öffnen, als ich ihn zu lesen wünschte. Alle meine schmerzhaften Gefühle kehrten wieder zurück. ... Ich ertrug die Pein des Abschieds noch einmal von ihnen, Sie wissen es, was dieser mich gekostet hat! ...

Wie fremd, wie so ganz neu sind alle meine Beobachtungen für mich! Bin ich noch derselbe Sytsama, so kalt, so gleichgültig gegen alles; dessen Freundschaft sogar kalt, nur ganz Vernunft und Pflicht war? Lag in meinen noch nicht aufgeregten Leidenschaften diese bewundernswürdige Schnellkraft? Geh hin, hochmüthiger Mensch, und rühme dich, daß du dich selbst kennst! . . .
 „Ich habe mich selbst in meiner Gewalt: ich sage zu meinen Leidenschaften: bis hieher und nicht weiter.“

Ich fühle mich unglücklich. Ach! kann man das, und von Ihnen geliebt werden? Mein Verstand vernimmt es, aber mein Herz, o! dies Herz fühlt es nur zu stark, daß es leidet. Sie sind mir unentbehrlich geworden und mit Ihnen fehlt mir alles. Welch ein Kampf herrscht in meiner Brust! Fodern Sie auch nicht zu viel von mir, meine Weldaar? Sind Sie denn nicht die Einzige, die mich auf meine Weise glücklich machen könnte?

Ein Sytsama muß nicht wie ein flatterhafter Jüngling lieben. . . . Glauben Sie in der

That, daß ich Sie so liebe? Nein: das können Sie nicht. Sie kennen mich viel zu gut. Sollten denn nur schwache Charaktere von den Entzückungen der Liebe fortgerissen werden? Dies kann ich Ihnen nicht zugeben. Ach! meine Jacobine, Sie mit der feurigsten, ganzen Neigung eines ehrlichen Mannes zu lieben, der Ihren Werth kennt, und sich nicht dem Gedanken hingeben, welche Seeligkeit es ist, ganz der Ihrigen zu seyn, o! dies verlangen Sie nicht! . . .

Klagen soll ich nicht; Sie haben ganz recht, dies ziemt auch keinem Manne: und worüber sollte ich auch klagen? Etwa, daß ich ein Mädchen liebe, was aus Pflicht mich nicht glücklich machen kann? Wie erniedrigend, wie thöricht wäre dies! Ich werde es nicht von mir erlangen, Ihnen die Ausübung Ihrer Pflichten zu erschweren. Was werde ich denn? Ihrem treuen Rathe folgen? Gut, Sie wollen es! Wohlan! Sie sollen Ihren Sytsama wieder haben. Ich werde mich Ihrer Liebe mehr würdig machen. Ich will mich bemühen, groß zu seyn. . . Groß? Ach! was ist Größe für den, der sich unglücklich fühlt! . . . Muß unser Stolz denn auf Kosten

unseres Herzens befriedigt werden? Muß eine Liebe, wie die meine ist, nicht zu ihrem Ziele kommen? Werden Sie denn nie die Meine werden? ... Freundin? ... Mein Herz schrumpft bey dem kalten Worte schauerhaft zusammen! Ich kann mich mit Ihrer Freundschaft nicht mehr begnügen. Ihre Liebe, Ihre Liebe allein, kann mich befriedigen. Die Jahreszeit der Freundschaft ist noch nicht für uns erschienen. Sie, meine denkende Belbenaar, kennen das menschliche Herz zu genau, als daß in diesem Punkte ihre Begriffe von den meinen so verschieden seyn sollten! Ich muß an Sie, meine Theurste, stets denken dürfen, wie an die Einzige, die in Ihrem Geschlechte für mich existirt. Wären Sie blos meine Freundin, dann fiel dieser entzückende Gedanke hinweg. Mein Ehrgeiß würde befriedigt seyn, aber nicht mein Herz.

*

*

*

Ich lese Ihren Brief immer wieder durch: bey jeder Wiederholung erscheint mir Ihr Werth in glänzenderm Lichte. Wie sehr erschüt-

tern die Leidenschaften unsere Beurtheilungskraft! Alles muß ich billigen, was Sie sagen, alles muß ich thun, was Sie gut heißen, es ist alles so redlich, meiner Jacobine so würdig und ist mir denn Ihre Achtung nicht eben so unentbehrlich, wie Ihre Liebe?

Wie sehr fehlen Sie mir! Wo sind die Tage hin, die ich bey Ihnen verlebte! Wo meine Augen auf die Thren gerichtet waren, wo ich ganz Gehör war, wenn Sie sprachen, wo Sie mich, wie eine Maschine regierten. Wenn ich denke, wie wir mit dem vollen Vertrauen, daß nur Redlichkeit einflößt, mit einander umgingen, wie Sie, an meinen Arm gekettet, auf Thren stillen Fluren, in Threm angenehmen Garten, Threm reizenden Wäldchen umherwandelten! Oder wie Sie alles so ruhig sorgend anordneten, alles regierten! O! des köstlichen, häuslichen Lebens! Ach! die liebenswürdigen Kinder! Der freundliche Umgang! Damals war ich glücklich! Damals hob ein freudiges Gefühl mir den Busen, damals athmete ich nur Glück! Wie theuer waren mir die Augenblicke, die Sie mir, meine Liebste, Beste, weiheten! Ach! wie stans-

den auf unsern kleinen Spaziergängen, die Fahrzeit, die Bitterung, das sanfte-Mondlicht, die untergehende Sonne, das niederhangende Gezweig der Birken, mit den Empfindungen meines Herzens in Harmonie!

Vielleicht glauben Sie, daß mir die Gesellschaft Ihres Bruders einigen Ersatz gewährt; das kann ich noch nicht rühmen. Er ist mir zwar immer willkommen; aber wenn ich ihn sehe, dann finde ich so viel Aehnlichkeit in seinem Blicke, in seiner Art zu denken, sich auszudrücken, in dem Ton seiner Stimme, wenn er spricht, mit dem Ihren, daß ich den Schmerz der Trennung von Ihnen nur um so stärker fühle. Grüßen Sie Ihre Familie und vergessen Sie die schöne, liebenswürdige Helder nicht. Sie verdient Ihre Freundschaft und ich bin stolz, mit ihrer Gegenfreundschaft mich beehrt zu sehn. Küßen Sie die lieben Kleinen für mich und erlauben Sie, daß ich Sie in Gedanken umarme, mich auf ewig nenne

Ihren

S y t s a m a.

Vier und dreyßigster Brief.

Christine Helder an Jacobine Weldenaar.

Särtlich geliebte Weldenaar!

Was müssen wir glauben! Sollte er wirklich zu den schlechten Gerüchten Anlaß geben? Als ich Sie vorgestern sprach, habe ichs Ihnen mit ein paar Worten gesagt, was ein gewisser Herr in Gegenwart meines Vaters bey Madam P * * * gesprächsweise erzählte. Der Mann scheint nicht sein Feind zu seyn; er verbindet mit seinen Reden, wie es mir vorkömmt, keine besondere Absichten, und wenn die Mamsell P. . . nicht nach Leevend gefragt hätte, der Mann würde, das glaube ich wenigstens, von seinen academischen Bekanntschaften keine Sylbe erwähnt haben. Wie ich merke, so hat Paul an